

NEUE THEMEN, NEUE QUELLEN, NEUE PERSPEKTIVEN

Konzepte einer künftigen Zusammenarbeit

Von Ferdinand Seibt

I.

Praktizierende Historiker, sagte unser weiser englischer Kollege John Plumb vor einigen Jahren, lernen nicht gern. Sie sind theoriefeindlich. Die Geschichtswissenschaft ist aus sich selbst auf das konkrete Detail gerichtet. Plumb gab das nicht als Bekenntnis zu Protokoll, sondern als Klage. Kurt Breysig, Jaroslav Bidlo, Marc Bloch, Norbert Elias, Lucien Febvre und Sylvia L. Thrupp, Eugen Lemberg und nicht zuletzt Karl Bosl kämpften ihr Leben lang gegen die Abneigung vieler unter ihren Kollegen, über die Grenzen der vor zweihundert Jahren festgelegten kritisch-genetischen Methode, nach welcher die Historie sich als Philologie mehr denn als Geschichtswissenschaft die weltweite Anerkennung einer methodengerechten, das heißt nachprüfbaren Disziplin erworben hatte, ihre Einsichten durch den Vergleich von Strukturen, durch den aufmerksamen Umgang mit Soziologie, durch den Zugriff auf anthropologische Gesetzmäßigkeiten zu erweitern. Ihre Bemühungen, den alten Methodenhorizont zu sprengen, haben wohl jetzt, in den letzten zehn, fünfzehn Jahren, zu einem deutlichen Erfolg geführt. Man kann getrost von einer tiefgreifenden Umwälzung in der internationalen Geschichtswissenschaft sprechen, und sie ist zum guten Teil auch mit einem Generationswechsel verbunden, wie, nach den Beobachtungen Thomas Kuhns, andere „wissenschaftliche Revolutionen“ auch.

Vielleicht hält man dagegen, daß gerade in der Zeitgeschichte, ausgelöst von Jürgen Habermas, im sogenannten „deutschen Historikerstreit“ der unangemessene Vergleich entschieden bekämpft worden ist. Ich meine, daß ein Fazit dieser heftigen Diskussion innerhalb der deutschen Zeitgeschichte eher die Berechtigung des sachgemäßen Vergleichs ans Licht gebracht hat, als daß es ihn ins Unrecht setzte. Ich glaube auch, daß einige Verständnislosigkeit, die noch vor fünf Jahren ohne weiteres zu Papier gebracht worden ist, durch die politischen Enthüllungen, also durch die Entdeckung neuer Quellen im zunftgerechten Sinn, heute weit mehr Zurückhaltung fände als noch vor fünf Jahren. Schließlich und endlich aber war die Diskussion nicht der vergleichenden Methode wegen, sondern aufgrund der politischen Alibi-Funktion ausgebrochen, die man ihr abgewann oder abgewinnen könnte, und die Auseinandersetzung darum ist ohne Zweifel ein gerechtfertigtes Anliegen unserer Wissenschaft, die als Geisteswissenschaft jederzeit auch Bestandteil unseres moralischen Gegenwartshorizontes ist und sein muß.

Ein drittes Moment tritt hinzu, um die historische Komparatistik nicht nur als eine neue Arbeitsweise zu empfehlen, sondern auch als einen besonderen Themenkreis,

der dem internationalen Fachgespräch zugute kommt. Dieses neue Moment ist gerade das internationale Vergleichsfeld, auf das uns unsere dichtere, ja intimere und im Anliegen einer menschlicheren Welt auch besonders engagierte Diskussion verweist. Denn wollen wir wirklich nach Kalamazoo zum jährlichen weltweiten Mediaevistenkongreß fahren, um dort einander vom spanischen und vom englischen, vom polnischen und vom kroatischen Mittelalter zu erzählen, ganz verschiedene Geschichten zu erzählen, ohne eine Geschichte daraus zu machen, durch den Vergleich, durch die Zusammenarbeit zwischen Kunstgeschichte und Archäologie, zwischen Literatur, Wirtschaftskunde und Kirchenorganisation? Ich spanne den Bogen absichtlich weit. Sachkenner werden wissen, daß ich ihn selbst in dieser Dimension nicht über die Möglichkeiten gedehnt habe. Oder wollen wir uns in Tabor treffen, an einem lokalgeschichtlichen Gegenpol universeller Betrachtungen, und dort noch einmal die Schlachten Žižkas diskutieren, vielleicht mit einigen neuen Details zu Heymanns klassischer Biographie, aber ohne den Blick auf die Landschaft, die Häuser, die Lage der Hörigen, die theologische Auseinandersetzung und die soziale Herkunft der intellektuellen Vermittler und der politischen Eliten? Wollen wir das 19. Jahrhundert anders auffassen als das große Säkulum der Bourgeoisie mit ihrer Fortschrittsutopie bei gleichzeitiger Unfähigkeit, das feudale Menschenbild durch Weltbürgertum zu ersetzen, so daß die Aporie der Nationaldemokratien Europa in den unseligen Imperialismus führte? Oder wollen wir leugnen, gegen das Programm von Jan Křen, daß der Umbau des östlichen Mitteleuropa zu sogenannten sozialistischen Gesellschaften in vierzig Jahren tatsächlich neue Gedankenwelten schuf, die wir auf allen Lebensgebieten nicht nur mit dem menschlichen Scharfsinn eines Václav Havel anzusprechen, sondern mit der Umsicht eben neuer Perspektiven als Historiker zu erfassen haben?

II.

Wissenschaftliche Revolutionen, wie Thomas Kuhn uns gelehrt hat, verwandeln die Welt; aber sie schaffen keinen neuen Kosmos. So ist es übrigens mit allen Revolutionen schlechthin. Nur die Revolutionäre selber verfallen manchmal ihrer eigenen Utopie. Das heißt also in unserem Fall, hinter dem *outré moyen-âge* nicht eine völlige neue Mediaevistik zu suchen; nach dem deutschen Historikerstreit keine neue Zeitgeschichte zu erwarten; nach der „Wende“ in der Bohemistik, wenn Sie mir diesen Begriff als Sammelbezeichnung aller historischen Bemühungen um die böhmischen Länder und die gegenwärtige Tschechoslowakei seit zwei Jahren einmal freundlich gestatten, eben auch nur eine verwandelte Bohemistik; und nach dem intellektuellen Untergang des Histomat zwar eine von dem unüberbrückbaren Dissens gereinigte universale historische Anthropologie, für zwei, drei Generationen vielleicht weltweit akzeptiert, aber damit noch keinesfalls einen neuen Menschen. Erst recht nicht einen neuen Fachkollegen!

Mir liegt aber daran, deutlich zu machen, daß eine solche wissenschaftliche Revolution auch in der Bohemistik bereits im Gange ist. Wenn Jan Křen nach „weißen Flecken“ in „unserer“ Geschichte sucht, in dem für mich aufschlußreichsten programmatischen Essay der letzten Jahrzehnte zur Geschichte der böhmischen Länder, dann

meint er, wie dem Leser bald deutlich wird, keine Ergänzungen zu dem alten Bild, sondern in Wahrheit eine völlig verwandelte Sicht der Aufgaben. Insofern ist der Titel nicht unmißverständlich. Wenn Eva Hartmann diesen Titel angreift, offensichtlich nicht das Buch, sondern eben nur den Titel, dann gibt sie der Ungeduld nach einer solchen Verwandlung Ausdruck. Wenn sie selber andererseits in ihrer semantischen Würdigung der Ideenwelt Masaryks Widerspruch findet, begegnet ein Stück neuen, kritischen Demokratieverständnisses auf westlichem Hintergrund den herkömmlichen, wenn ich so sagen darf, „mitteleuropäischen“ Urteilen. Wenn Petr Čornej den hussitischen Chroniken ihr „Geheimnis“ entreißt, dann weiß er sie neu zu lesen. Wenn Josef Macek oder František Šmahel Epochen in mehrbändigen Werken erfassen, dann läßt sich schon dem neuen Aufriß jeweils auch ein neuer Beobachtungshorizont entnehmen, der weit über die eindimensionale politische Geschichte von ehemals hinausreicht. Wenn Otto Urban nach der böhmischen Gesellschaft im 19. Jahrhundert fragt, Jiří Kořalka nach Parallelen in der deutschen und in der tschechischen Nationalbewegung oder Milan Hroch nach dem „Nationalismus der kleinen Völker“, dann stehen schon in der Themenwahl vergleichende Aspekte zur Debatte. František Kafkas Frage nach der Hofgesellschaft, der Versuch von Peter Heumos, eine Emigrationsphase im sozialen Kaleidoskop darzustellen, oder Josef Polišenskýs Frage nach der böhmischen Reisesehnsucht im 17. Jahrhundert, das alles nur einmal als Handgriff in die böhmische Bücherkiste, zeigen auf ihre Weise einen Problemhorizont und einen Umgang mit zum Teil schon lange bekannten oder in neuer Fragestellung erfaßten Quellen aus ganz unterschiedlichen Epochen, mit verschiedenen Arbeitsweisen zwischen zwei Buchdeckel gebracht. Niemand wird bestreiten wollen, daß man noch vor dreißig Jahren so nicht gefragt, nicht geschrieben, und letztlich wohl auch nicht methodengerecht gedacht hätte.

Ich habe die „Bohemica“ in der Nachkriegshistoriographie bis 1968 als eine große Auseinandersetzung mit dem Historischen Materialismus dargestellt, in unterschiedlichen Phasen, größtenteils getragen von unseren tschechischen Kollegen, die aber auch die westliche Fachliteratur in ihren Bann zogen. Man schrieb doch damals auch im Westen, um dieser Diskussion etwas beizusteuern, wenn auch aus unterschiedlichen Perspektiven. Wir wissen alle, welche Zäsur im intellektuellen Leben der Tschechoslowakei nach 1968 von einer sehr brutalen Gesellschaftspolitik gerissen worden ist, unbekümmert um die internationale Wettbewerbspolitik im geistigen Leben. Wir sind beeindruckt von den Wegen und Möglichkeiten, die in den zwei folgenden Jahrzehnten der in der sozialistischen Lügensprache sogenannten „Normalisierung“ im „Untergrund“ des geistigen Lebens gesucht und gefunden worden sind. Vielfach bedeutete das Dissidententum, auch für die „Offiziellen“, die Atmosphäre der geistigen tschechischen Elite, natürlich nicht immer. Wir haben auch mit Respekt zu beobachten, daß in diesen zwanzig Jahren manche „offiziellen“ Historiker, um mit Jan Křen zu sprechen, zumindest einen internationalen Beobachtungshorizont hatten, wenn sie nicht gar imstande waren, bei unverdächtigerer Themenwahl die 1968 in Wirklichkeit zerbrochene Ansprüchlichkeit des „sozialistischen Denkens“ zu konterkarieren. Wir müssen freilich ebenso aussprechen, daß in dieser Zeit auch viel Makulatur gedruckt wurde in der Tschechoslowakei, die manchmal auch erst nach dem November 1989 die Presse verließ, und daß anderes im Grunde konservativer Positivismus

gewesen ist, der seine Gegenstellung zum regierenden Histomat sozusagen aus dem Rückzug in eine alte Welt bezog, nach Thema wie nach Methode.

Das wären die Gesichtspunkte, nach meinem Dafürhalten, unter welchen eine Geschichte der Historiographie über die böhmischen Länder und die Slowakei zwischen 1968 und 1989 konzipiert werden müßte. Man sieht, daß ich hier ein ganz anderes Konzept vor Augen hätte als für die ersten zwanzig Nachkriegsjahre. Eine Zeit also, der zwar weithin der Anschluß zur westlichen Entwicklung fehlt, die aber in einzelnen Köpfen, wenn ich Pardon für diesen etwas mechanistischen Umgang mit der Kollegenwelt erwarten darf, kleinere und größere Reflexe auslöste, mitunter auch die klare Widerspiegelung eines gelungenen Wurfs. Wenn sich diese Reflexionen bei den Schwierigkeiten nach der „sanften Revolution“ wirklich durchsetzen können gegen die „hardliner“ innerhalb der gelehrten Zunft; wenn sich außer Reflexen und Kontakten also wirklich in den nächsten Jahren ein Beziehungsgeflecht zur internationalen Entwicklung in unserem Fach ergibt, dann wird das Fachgespräch in erster Linie um vergleichende Betrachtungen kreisen.

Das alles soll nicht bedeuten, daß unter neuen Perspektiven die alte Arbeitsweise, die alten Arbeitsergebnisse oder insgesamt die Pflege der alten Quellen nichts mehr gelten. Das in diesem Sinne recht verstandene Konservative, im Tschechischen noch eher ein Schimpfwort, muß im Gegenteil gut aufgehoben werden, denn eine wissenschaftliche Revolution, ob mit oder ohne Thomas Kuhn, legitimiert sich letzten Endes aus und mit ihrer Fähigkeit, den bisherigen Erkenntnisstand und die herkömmlichen Arbeitsweisen nicht nur zu überwinden, sondern in ihre eigenen neuen Horizonte einzugliedern.

Das bedeutet also, daß wir durchaus im herkömmlichen Feld Zusammenarbeit vor uns haben, sei es bei der Edition mittelalterlicher Quellen, die auch nach 50 Jahren noch, man kennt die Misere, vor der bekannten Spätmittelalterbarriere stehen, die Regesta imperii ebenso wie die Regesta diplomatica Bohemiae et Moraviae. Dazu die spätmittelalterlichen Städtechroniken, die Korrespondenzen, die gesamte Kodikologie, die Wirtschafts- und Rechnungsbücher der frühneuzeitlichen Städte oder die persönlichen Hinterlassenschaften der großen Autoren des letzten Jahrhunderts. Wir werden auch im Gemeinschaftswerk hinabsteigen müssen sozusagen in das Auge des Zyklons der deutsch-tschechischen Katastrophe, um miteinander in einer gemeinsamen Chronik des Leids die Menschenverluste zwischen 1938 und 1948 zu bilanzieren. Eine solche Gemeinschaftsarbeit ist besonders wichtig, damit sie der üblen Naivität von makabren Gegenrechnungen zuvorkommt. Aber das und noch vieles andere enthebt uns nicht der Aufgabe, miteinander neue Wege zu suchen, eben miteinander jener historiographischen Revolution nachzugehen, die in der westlichen Hemisphäre unseres Kulturkreises seit ein paar Jahren schon im Gange ist.

III.

Geschichte ist eine politische Wissenschaft von ihrem Wesen her. Ich möchte diese Aussage möglichst deutlich formulieren, beinahe provokant, weil die angebliche Möglichkeit, Geschichte als eine „unpolitische“ Wissenschaft zu betreiben, nach dem politischen Mißbrauch, vielleicht sollte man auch sagen, nach der falschen Politisie-

rung von Geschichte, vielen Historikern nur allzu nahe liegt. Ich wage zu behaupten, daß es eine unpolitische Geschichte nicht gibt.

Das soll nicht bedeuten, einer „politisierten“ Geschichte das Wort zu reden. Die Dinge liegen viel einfacher: Uns allen ist das lateinische *historia docet* bekannt, das man womöglich belächelt, aber gewiß nicht bestreitet. Es ist grundrichtig, recht verstanden, nämlich so: Erst durch das Lehren wird Geschichte „geschaffen“. Geschichte existiert erst durch die Kommunikation. Und wenn wir nach dieser Definition ein wenig über anspruchsvollere Geschichtsdefinitionen nachdenken, wird uns, in Varianten und unterschiedlichen Formulierungen, nichts anderes als Bestätigung für diese Aussage zuteil werden. Nun also: Geschichte existiert nicht an sich, so wie mathematische Lehrsätze oder die Geometrie des Euklid. Geschichte wird erst durch ihre Erzählung, durch ihre Lehre meinerwegen, durch die Mitteilung, also erst im Kommunikationszusammenhang, begründet, im weitesten Sinn selbstverständlich, und das im strengen Sinn geistiger Ereignisse freilich nicht unbedingt erst durch die tatsächliche Rezeption, sondern bereits durch die Absicht des Autors.

Historia docet! Dieser Anspruch, den keine andere Wissenschaft erhebt, wird zur arroganten Ansprüchlichkeit degradiert, wenn man nicht recht begrift, daß nicht die Belehrung, sondern die Verbreitung von Lehren gemeint ist, die Schaffung und Stabilisierung eines Kommunikationsgefüges also, in dem sich letztlich eine Gesellschaft wiedererkennen will. Zeitgemäß wiedererkennen, bespiegelt von einem „schaffenden“ oder einem „dunklen“ Spiegel, wie auch immer. In diesem Zusammenhang nun aber immer und nur im Gefüge einer sprechenden, schreibenden, reflektierenden Gesellschaft ist Geschichte so politisch wie das *Zoon politikon* des Aristoteles. Nur auf diese Weise erklärt sich die Inanspruchnahme der Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert als eines der größten Bildungsgüter der aufsteigenden bürgerlichen Gesellschaft. Die vorangehende, die feudalistische, oder vielleicht treffender, die aristokratisch geprägte Gesellschaft besaß selbstverständlich auch ihr Geschichtsbewußtsein, ihre Historiker und ihre historische Kommunikation. Die bürgerliche Gesellschaft erhob ihre großen Historiker zu Lehrmeistern der Nation. Turner in Amerika, Michelet in Frankreich und Palacký in Böhmen sind in der Rolle Rankes, oder besser im Hinblick auf die zeitgenössische Wirksamkeit, in der Rolle Treitschkes zu beobachten. Diese Geschichtsschreibung suchte nebenbei über den nationalen Leistungskatalog internationale Rechtfertigung unter bestimmten, eben unter „bürgerlichen“ Maßstäben. Im sprachnationalen Verein übte sich diese bürgerliche Gesellschaft mehr oder weniger gelungen in den einzelnen Himmelsrichtungen unserer Welt in demokratischer Gleichberechtigung für alle, die dieselbe Sprache redeten und die gleiche Geschichte glaubten. So geriet sie auch in die schier unlösbare Aporie der liberalen Nationaldemokratie, die freilich im vorigen Jahrhundert erst nur wenige besonders grüblerische und scharfsichtige Köpfe ahnten.

Daß der Marxismus als Geschichtsphilosophie seinen eigenen Weg zur Weltverbesserung einschlug, hängt nicht mit dieser politischen Rolle der Geschichtswissenschaft zusammen, sondern rührt bereits aus dem geschichtsphilosophischen Orientierungsbedürfnis des 18. Jahrhunderts, das den Glauben an die christliche Geschichtsmetaphysik verloren hatte. Giambattista Vico hat hier nach meinem Dafürhalten die entscheidende Bresche geschlagen. Aber Vicos „kulturgeschichtlicher“ Entwicklungs-

plan“, in dem nicht mehr Christus im Mittelpunkt stand, sondern ein an Parallelen orientiertes Evolutionsdenken, ist manchen Historikern nicht einmal bekannt. Das ist auch unnötig: Denn weder Vico noch Marx haben die Geschichtswissenschaft deshalb in Anspruch genommen. Vielmehr suchte Marx die Historiker zur Propaganda seines prinzipiell festgelegten Weltbilds einzusetzen, und in diesem Sinn kann man Engels als den ersten marxistischen Historiker bezeichnen, bei seiner sprachlichen und rekonstruktiven Begabung gewiß nicht der schlechteste. Aber heute ist beinahe der positive Ertrag des marxistischen Impulses, seine thematischen Perspektiven nämlich, die wir alle mehr oder minder benützen, nicht etwa seine Geschichtsphilosophie, in Gefahr, vergessen zu werden. So ähnlich hat das 19. Jahrhundert auch Vico benützt und sich seiner doch kaum erinnert. Genug davon. Wir können unter diesen Umständen ganz gewiß nur allzugenug begreifen, weshalb in unserem Fall, in der Bohemistik, sich nach 1948 eine junge Historikergeneration herausbildete, welche die in der Tschechoslowakei so planmäßig organisierte Geschichtswissenschaft wie in keinem anderen sozialistischen Land mit ihrem idealistischen Schwung belebte, ehe sie zu den ersten und bald zu den erbittertsten Kritikern ihrer Auftraggeber gedieh. Sie wendete sich, in wenigen Worten, gegen den Mißbrauch, gegen die politisierte Geschichte. Viel gründlicher, mit universalem Anspruch und ohne Kenntnis der böhmischen Misere, hat Karl Popper in diesem Zusammenhang vom „Elend des Historizismus“ gesprochen.

Zurück zu unserem Problem: Im Themenkreis des recht und schlecht konstruierten nationalen Schicksals und mit thematischer Begrenzung auf die im Sinn ihrer Oberschichten verstandene politische Ebene, relativ eindimensional also, entwickelte im 19. Jahrhundert die Geschichtswissenschaft unter öffentlichem Beifall ihr großes *œuvre*, in vielen europäischen Facetten. Die sogenannte kritisch-genetische Methode, eine philologisch fundierte, nach vergleichbaren politischen Kriterien, auf einem schmalen Feld also durchaus komparatistische Analyse der schriftlichen Quellen, bildete die Basis ihres Gebäudes. Aber ihre Fragestellungen reichten sozusagen nicht unter den Tisch der Mächtigen. Die „kritisch-genetische“ Herleitung direkter Nachrichten zur Rekonstruktion der politischen Ereignisse fragte nur nach der Nähe und dann, in verfeinertem Stadium, nach der Qualität und der möglichen Voreingenommenheit eines Zeugnisses. Rankes weltberühmtes „Wie es eigentlich gewesen“ ist zwar eine Forderung im diffizileren Sinne als in der Aussageabsicht der meisten, die dieses Wort zitieren, aber ein politisch so redlicher Autor wie Walter Goetz konnte doch noch in seiner Jugend, um 1910, allen Ernstes behaupten, daß die zunftgerecht gewonnene historische Aussage eine objektive Wahrheit vermittele. Erst die nächste Historikergeneration machte sich das Bewußtsein zu eigen, nicht Wahres zu vermitteln, sondern Richtiges im Hinblick auf ihre Quellen. Aber dem Vergleich des Richtigen wich sie aus. Immerhin gestattete sie sich zumindest die kollegiale Synthese: das Handbuch entstand.

Wozu das heute? Nun, heute, nach der äußersten Politisierung durch den Marxismus, die noch dazu die Welt umspannte und nicht nur die historische Zunft, sondern auch alle die letztlich historisch orientierten Philologien erfaßte, heute ist ein dezidierter Rückzug nicht erstaunlich. Zurück von der Parteilichkeit in der Geschichte! Vor mehr als 20 Jahren haben tschechische Historiker dieses Thema bekanntlich schon einmal diskutiert.

Zurück von der Parteilichkeit, gewiß. An ihre Stelle muß man persönliche Redlichkeit setzen. Es gibt keinen Ersatz für diese Forderung und vermutlich auch keinen für ihre Formulierung. Es gibt allenfalls eine Kontrolle der Aussagen im Rahmen der Zukunft.

Aber die politische Verpflichtung der Geschichtswissenschaft ist keinesfalls etwa dadurch erschöpft, daß ein jeder Historiker sich redlich um die Richtigkeit seiner Aussagen müht und gleichzeitig seinen Kollegen die Möglichkeit offeriert, seine Argumente auch genau zu überprüfen. Poppers These, alle rechte Wissenschaft müsse falsifizierbar sein, ist zwar dankenswert griffig; aber sie verheißt gleichzeitig den Diskurs, da, wo Rankes „eigentlich gewesen“ die Feststellung verhielt, die dynamische Version der Wissenschaft gegen Rankes Statik. Poppers Historiker darf also nicht herrschen. Umso schwerer ist sein Dienst: Denn heute erwartet unsere Gesellschaft ganz anderes oder weit mehr von uns als die Darstellung der großen politischen Kräfte auf staatlicher Ebene. Diese Gesellschaft hat verstanden, daß die gesellschaftlichen Kräfte vielfältig sind, gleichzeitig auch universal. Daß sie beim Leben des einzelnen im Alltag beginnen und zugleich im Hintergrund wirken, während Diplomatie und Völkerrecht oft unberechtigterweise vorn als Hauptakteure erscheinen. Unsere Gesellschaft versteht sich heute von selbst als ein Interaktionsgefüge in ständigem Wandel, angerührt von ihren Hoffnungen, Ängsten und Erwartungen geradeso wie von falsch oder recht interpretierten Erfahrungen; bewegt von ihren Wirtschaftsinteressen ähnlich wie von kulturellen Praktiken; in Gang gehalten durch ein möglichst fundamentales Bestreben nach Selbstverwirklichung und Mitbestimmung, zumindest in allgemein akzeptierter Fiktion, wie durch eine bisher unbekannte kosmopolitische Solidarität.

Die große Vereinigung während des letzten Krieges gegen einen Weltfeind Nr. 1, den unser Globus bis dahin nicht kannte, nämlich das nationalsozialistische Deutschland, von einer verfehlten Rassentheorie besessen und mit unbegreiflicher Vehemenz in Massenverbrechen verstrickt, die großen Freiheiten, die man damals im Rückgriff auf das europäische Mittelalter auf einem „Kreuzzug“ für alle Menschen erkämpfen wollte, sind im weltweiten Rückblick durchaus nicht bloßes Pathos geblieben; politisches Pathos allenfalls, im klassischen Sinn, das aber keinesfalls über dem Forum verhallt, sondern letztlich doch Realitäten bewegte. Wahrscheinlich kann man das 1990 glaubhafter sagen als 1950.

IV.

Geschichtswissenschaft ist, wie Norbert Elias gern sagte, eine Menschenwissenschaft. Er hat recht, trotz der Einschränkungen, die in Deutschland die Lehre vom „Herrenmenschen“ und in Rußland das Paradigma vom „Sowjetmenschen“ der Geschichtswissenschaft zugemutet hatten. Geschichte ist tatsächlich eine Menschenwissenschaft, bei aller verfärbenden Vielfalt, die zuvor im 19. Jahrhundert die Lehre von der „nationalen Wesenheit“ verschuldet hatte. Geschichte hat aber in Wirklichkeit, was sich vielleicht am klarsten an dem so viel kritisierten politischen Positivismus der Gründerzeit demonstrieren läßt, doch die Vergleichsmöglichkeit auf der Basis des allgemein Menschlichen niemals vergessen. Wenn man den Willen zur Macht und die „menschlichen“ Skrupel dagegen, wenn man das allgemein menschliche Unvermögen und dazu menschliche Fehler nicht jederzeit zur Deutung der einfachsten und meist

auch der greifbarsten schriftlichen Quellen, nämlich der Urkunden und Akten, in deren Staub einst sich Ranke so wohlfühlte, ins Kalkül zöge – wie schwer wäre es auch nur auf diesem Feld, aus den bruchstückhaften Nachrichten ein Ganzes zu formen!

In diesem Sinne arbeitet unsere Wissenschaft nun aber immer nur an Fragmenten, die sie mit allgemein anerkannten Substraten zu tragfähigen Aussagen überbrücken muß. Von der Forderung nach dem Fortschritt getrieben, der jahrhundertealten Unruhe unserer Kultur, ist sie beständig auf Erneuerung ihrer „Lehren“ verwiesen. Das immerwährende Gespräch in unserer Gesellschaft über die eigene Vergangenheit lebt wohl auch von neuen Quellenfunden; es lebt aber nicht minder von neuen Fragestellungen und von einem stets wachsenden und dabei doch unterschiedlich akzentuierten Problemhorizont. Das schließt nicht aus, daß man auch heute noch František Palacký mit Vergnügen liest. Aber wehe dem Historiker, der dabei nicht kritische Einwände notiert!

Die Neuerungen sind vielfältig. Als die wichtigste scheint mir ein neues Verständnis der historischen Konsequenzen. Damit meine ich nicht jene Aberration, nach der uns „Weltanschauungsgeschichte“, und es gab dabei nicht nur die marxistische, eine letzten Endes triste Konsequenzenmacherei zu oktroyieren versucht. Ich meine vielmehr ganz allgemein den Fehler, sich in der Rekonstruktion des historischen Prozesses immer nur mit den „Siegern“ zu beschäftigen, nicht etwa nur im politischen Sinn, sondern im weitesten Verstand. Zum Beispiel auch in der Technikgeschichte: Es scheint mir falsch, über der Geschichte des Automobils zu vergessen, daß in seiner Frühzeit ein fabelhafter „Dampfwagen“ schon unglaubliche 100 Stundenkilometer erreichte. Vor dem Zeithorizont war damals wohl völlig offen, ob Benzin, Gas oder Wasserdampf künftig die schnellen Kolben antreiben sollte, und vor diesem Zeithorizont wäre es gewiß nicht nur erlaubt, sondern lehrreich, ein „Was wäre, wenn ...“ noch weiter auszuspinnen.

Muß ich nun lang und breit ausführen, wie viele „Zeithorizonte“ es unter solchen Umständen auszuschlagen gilt? Muß ich die Phantasie meiner Leser noch besonders anregen, um verständlich zu machen, daß nicht nur Hoffnung und Furcht, die man schon gelegentlich zur Illustration von vergangenen Gegenwarten beschwört, sondern daß auch die Anspannung aller Kräfte, das wohlüberlegte Kalkül, die Resignation vor dem scheinbar Vergeblichen und ebenso ein *sperare contra spem* die Menschen zu jener Zeit weit mächtiger bewegten, als es der Rückblick über den Gräbern von Siegern und Besiegten auch nur ahnen läßt? Muß ich dabei noch eigens die Sterilität des hochgelobten „roten Fadens“ demonstrieren?

Zu dieser Überlegung gehört allerdings noch eine andere Forderung an die Historiker: das Verständnis für Katastrophen. Eine der wichtigsten Lektüren für unsere Studenten, die jungen und die älteren, sollte Edward Gibbons umfangreicher Versuch über *Decline and Fall of the Roman Empire* sein. Man muß diesem imposanten und großangelegten Versuch über den Gang der Weltgeschichte nicht gerade in allen Einzelheiten akzeptieren. Es genügt, das allerdings nachdrücklich, die Vorstellung, daß am Beginn der sogenannten modernen Geschichtswissenschaft bereits die Unternehmung steht, an die Stelle des Fortlaufs der Dinge auch einmal das Bild von der Katastrophe zu setzen. Bei aller Vorbildlichkeit der antiken Kultur für unser Geistesleben, die in unseren Köpfen weit besser zu Hause ist, als wir selber meist wissen, ist diese

großartige Welt, nicht zuletzt mit ihrer eindringlichen Selbstdarstellung durch ihre Historiker, nun eben schließlich und endlich mit einer Katastrophe aus dem Traditionsgang geschieden. Das „Mittelalter“ begann danach in einem anderen Raum und in einer anderen Gesellschaft. Man weiß das. Nicht, daß das bisher übersehen worden wäre. Die Diskussion vom Ende der Antike und dem Anfang des Mittelalters beispielsweise ist ja doch noch heute nicht ausgestanden. Aber es ist die Diskussion von Schulmeistern über Epochengrenzen. Sie möchten gern wissen, wie man das Geschichtsbuch für die einzelnen Schulstufen zurechtstutzt. Soll der Band 496 enden oder doch erst um 800? Und über dieser so heftigen Diskussion haben wir vergessen, was Gibbon sah. Wir sollten es nicht vergessen haben: Wir haben doch alle das Jahr 1945 in Mitteleuropa erlebt! Und wenn uns die Geschichte wirklich belehrte, in jenem vordergründigen Sinn, den man manchmal bei ihr sucht, wenn das wenigstens, dann hätten wir doch zumindest Deutschlands vielberufene „Stunde Null“ ein wenig besser begreifen müssen: wobei das Leben weitergeht. Die Bevölkerung überlebte; das Volk, jenes 80 Millionen-Volk, an das Goebbels seine Tiraden richtete, das Hitler aufrief, von Großdeutschland aus Europa zu beherrschen, und das Himmler in rassistische Eliten und willige Mitläufer zu selektieren sich anschickte, dieses deutsche Volk ging doch in Wahrheit 1945 unter. Auch „Mitteleuropa“ stürzte zusammen, und seine Beschwörung seit Claudio Magris vor zwanzig Jahren ist eine „Renaissance“ in intellektuellen Zirkeln, bestenfalls, keine Revitalisierung. Mehr noch: Das alte Europa besteht nicht mehr. Es gibt Zäsuren in der Geschichte. Die „Wende“ hat eine solche Zäsur vielleicht endgültig gemacht unter uns Europäern. Das Neue scheint mir danach gewichtiger als die europäische Kontinuität.

Wirklich, mir scheint die deutsche Situation von 1991 ein taugliches Beobachtungsfeld für den Begriff historischer Katastrophen. Man kann hier begreifen, was es heißt, wenn ein Gruppenbewußtsein, wenn gesellschaftliche Strukturen und, nicht zuletzt, wenn der zugehörige Raum zerbrochen, vernichtet oder neu akzentuiert sind. Im Vergleich zur Katastrophe des römischen Weltreichs ist die deutsche Katastrophe von 1945 freilich ein eher kleineres Exempel, wäre sie nicht, in ganz anderem Maßstab, auch mit der Katastrophe des neuzeitlichen Europa verbunden. Und diese Katastrophe zog 1945 auch die vergleichsweise junge Staats- und Gesellschaftskonstruktion der tschechoslowakischen Republik in ihren Strudel. Ob das eigentlich sehr viele Menschen im Kopf haben, die seit einem Jahr mit deutsch-tschechoslowakischer Politik beschäftigt sind, und ob wir das auch nur einigermaßen bereits erfaßt haben, während wir uns daransetzen, die deutsch-tschechische Nachbarschaft von neuem und eben für unsere Zeit historisch zu interpretieren?

Solcherart befinden wir uns also in einer ganz neuen Forschungssituation. Wer möchte bestreiten, daß sie im europäischen Epochenschema mit dem Begriff der Katastrophe Europas auch ein ganz neues Ansehen gewinnen wird?

V.

Nicht minder werden sich unsere Erkenntnisse verändern, wenn wir nur einmal den Begriff der historischen Phantasie in unsere Betrachtungen einbeziehen, nach dem Vorbild Fernand Braudels für den Mittelmeerraum. Was heißt das allein für die

Geschichte der Ersten Republik aus ihren so divergenten Bestandteilen der „historischen Länder“ und der aus mehreren Gründen recht unterschiedlichen Slowakei und gar noch aus jenem Anhängsel, das im allgemeinen selbst in den zeitgenössischen tschechischen Darstellungen eine neglizierte Peripherie blieb, das sogenannte Karpato-Rußland, ein Rückzugsgebiet eigentlich, besser aus der östlichen, aus ukrainischer Perspektive zu erfassen? Denkt der durchschnittliche Historiker nicht wirklich, allenfalls mit wenigen Sätzen und den bekannten Klischees vom böhmischen Kessel und dem mährischen Durchgangsland, vom Karpatenbogen und von der, nun ja, für gewöhnlich eben aus räumlichen Gründen ignorierten Quantität einer Podkarpatská Rus der Sache genug getan zu haben? Es steht Ihnen frei, im nächsten Übersichtswerk nachzuschlagen!

Ähnliches, gedanklich aber ganz anders gelagert, widerfährt uns allen mit der Zeit. Vom sterilen roten Faden und den vielen bunten jeweiligen Gegenwartshorizonten war schon die Rede. Diese Rede ließe sich gewaltig verlängern. Die Zeit ist unser Werkstoff, unbestreitbar. Daß sie aber auch unser Werkzeug ist, das Skalpell zum Beispiel, mit dem wir Epochen setzen, das trifft oft schon die fachgerechte Reflexion weit weniger. Und doch ist die Zeit einfach eine historische Kategorie, die selbst den jeweiligen Zeitgenossen zum Problem gedeiht. Der mittelalterliche Chronist jedenfalls sieht in der Zeit ein ganz anderes Metier als die „Zeitgeschichtler“ unserer Tage. Aber das Problem wird doch wohl schon anschaulich, wenn man nicht gerade Extreme zusammenspannt.

Ist nun die Zeit nicht aber auch die besondere Kondition für die Zeitgenossen? Was heißt es, im Bewußtsein des nahen Weltendes zu leben? Ist es möglich, in dieser Hinsicht eine Brücke zu schlagen von den mittelalterlichen apokalyptischen Ängsten zu unserer bis vor kurzem noch lebhaften Diskussion über ein anthropogenes, ein von uns selber verursachtes Weltenchaos? Ob das ein besonderes böhmisches Thema sei? Zumindest soweit, als Kafka zu seinen Propheten zählt.

Man könnte meinen, eine neue Gesellschaftsgeschichte bräche zunächst den klassischen Themenkreis auf, um ihn zum schier unübersehbaren historischen Horizont zu erweitern. Mag sein. Ich wäre froh, wenn wir uns stattdessen mit heiterer Sorgfalt in die Vielfalt von Quellen vertieften, die den wachen historischen Sachverstand in unserer Zeit förmlich überstürzen. Was floß dieses Rinnsal doch unter klassischen Voraussetzungen so dürftig! Urkunden, Chroniken, Akten: eine jede dieser Kategorien mit gehörig klassifizierten Varianten, und insgesamt war kritisch zu evaluieren, welches Zeugnis wog. Allzu dürftig in der Mediaevistik also, dagegen aber allzu gewichtig für die letzten hundert Jahre, galt es, das Vorhaben nach allen Regeln der Kunst zu ordnen und dann als Fazit eine Darstellung von Haupt- und Staatsaktionen zu schreiben, von Diplomatie und Völkerrecht. Selbst auf dem Felde der Biographie! Ich will nicht bestreiten, daß etwa, nur die deutsche Geschichtswissenschaft betrachtet, zwischen Droysens „Alexander“ und Brandis „Karl V.“ Hervorragendes unter den alten Aspekten geleistet wurde, das wir, im Sinne des Umgangs mit alten Beständen nach einer wissenschaftlichen Revolution, auf keinen Fall missen wollen. Aber ist, vergleichsweise, Christian Meiers „Cäsar“ nicht eine ganz andere Persönlichkeit, profiliert nach Gesichtspunkten, die unseren historiographischen Klassikern nicht einmal der Frage wert waren? Übersah Brandi in seinem magistralen Opus vor einem halben

Jahrhundert nicht völlig, daß sein Karl V. auch als Schriftsteller hervorgetreten war? Ließ er nicht ganz außer acht, daß den Burgunder von Kindsbeinen an bis zu seiner spektakulären und bis dato ungeklärten Resignation ein und dasselbe kleine Buch aus der burgundischen Hofliteratur begleitete, in dem tatsächlich die Stationen einer Resignation dargestellt sind, und hatte er nicht zudem noch übersehen, daß der Kaiser dieses Buch offenbar nicht nur stets in seiner Bibliothek bewahrte, sondern es auch höchstpersönlich ins Altkastilische übersetzte? Beispiele, die man nicht ausweiten darf. Ich wäre sonst in Gefahr, mich auch noch um Karl IV. zu bemühen, den man menschlich nur begreift, wenn man seine religiöse Persönlichkeit zu deuten weiß. Ein auf dünnen Beinen konstituierter „Bohemo-Zentrismus“ lernt erst unter solchen Voraussetzungen wirklich laufen, aber er muß dann auch noch im Namen von Karls imperialer Idee auf den Weg gebracht werden. Und die ist sakral fundiert.

VI.

Generell scheint mir die Basis aller historischen Arbeit unter den Kategorien von Zeit und Raum nicht nur in Urkunden und Akten begründet, sondern ungleich weitergreifend im Wort, in der Zahl und im Bild. Das muß ich wohl in wenigen Sätzen deutlicher machen:

Das „Wort“ ist nicht zu verwechseln mit den geschriebenen Zeugnissen zur politischen Aktion alter Provenienz. Das Wort ist, geschrieben oder nicht, an sich ein Produkt des historischen Menschen, fortgestaltet über lange Zeiträume, aber bei aller Langfristigkeit doch auch immer wieder aktuell, also historisch, geformt, ergänzt, neu gefunden oder vergessen. In diesem Rahmen ist selbstverständlich auch das Wort als Zeugnis im alten Sinn bedeutsam, aber weit darüber hinaus: Es gilt nicht nur eine Nachricht zu entschlüsseln und kritisch-genetisch „auszuwerten“; man muß sie auch gleichzeitig nach ihrer Begrifflichkeit prüfen, die oft über Unwillkürliches von den Evolutionen des Denkens berichtet, man muß ein Wort prüfen als Endprodukt gesellschaftlichen Bewußtseins, mit dem es besondere Interessen betont und andere ignoriert, man muß nicht allein historische Semantik betreiben, sondern auch die Philologie der Sprache und die Psychologie des Sprechens verfolgen. Das alles natürlich mit klaren Belegen. Man muß dabei aber auch zu Rate ziehen, daß nicht nur das Wort in seiner Sprachform zur wichtigen Quelle für Zeitbewußtsein und seinen Wandel geraten kann. Utopien, Märchen, nicht minder religiöse Empfindungen finden ihre eigene Sprache.

Läßt sich nicht eine große Aufgabe vor dem Historiker entrollen, wenn er erwägt, daß die Klassiker der europäischen Utopie, die man mitunter für ein Spezifikum unserer Kultur erachtet, bis vor zwanzig Jahren weit eher von Literaturwissenschaftlern studiert worden sind als von unserer Zunft? Führt uns nicht die Märchenforschung auf eigene Wege, wenn wir sie einmal nach gesellschaftlicher Korrelation befragen, nach der Stellung der Frau, dem Verhältnis der Geschlechter, dem Familienbewußtsein, den Beziehungen zwischen Herren und Untertanen? Wenn wir in dieser scheinbar nur literarisch ergiebigen Themengruppe einmal die zeitliche Kategorie anlegen und die Veränderungen prüfen, in der zum guten Teil sogar schon bekannten Aufeinanderfolge der Fassungen in einzelnen literarischen Provinzen, wird uns auf einmal gesellschaftliche Entwicklung faßbar auf einem Feld, das sich, wie es bisher

schon scheint, sehr beweiskräftig den Thesen über Mentalitätswandel anschließt, die bislang doch auf sehr anderem Felde gewonnen wurden. Solcherart muß man wohl auch die religiöse Literatur mit anderen Augen lesen lernen, Thomas Štítný gerade so wie Jan Hus, Comenius wie Balbin und viele andere kleinere Traktate, wie sie das böhmische Konfessionszeitalter zwischen dem 15. und dem 17. Jahrhundert in Fülle hervorgebracht hat.

Aber auch das gesprochene Wort hallt noch nach über Jahrhunderte. Es ist nicht nur vonnöten, der angelsächsischen Entdeckung von *oral history* nachzugehen, etwa im Umkreis der tschechischen und slowakischen gesprochenen Erinnerung über die letzten drei Generationen, sondern auch der deutschen gesprochenen Geschichte aus dem Erinnerungsfonds der gemeinsam erlebten Ersten Tschechoslowakischen Republik, von München, vom Protektorat und der Vertreibung, orale Geschichte also für Zeithistoriker. Das Feld ist viel weiter gespannt. Freilich sind in fernerer Zeiten die Aussagen dürrtiger. Wir müssen nur von dem Gedanken abrücken, daß außer der Schrift nichts anderes das verklungene Wort für uns bewahrt hat.

Vielmehr gibt es nämlich eine andere Kategorie der oralen Tradition, die bisher noch kaum erschlossen wurde. Auch hier sind die Literaturhistoriker vielleicht mit dem paradoxen Begriff einer „mündlichen Literatur“ die ersten auf diesem neuen Forschungsfeld gewesen, nur scheint mir, sie haben uns dabei unsere eigene Arbeit noch keineswegs erspart. Konservierende Formen für das flüchtige Wort zum Beispiel sind Sprichwörter, Merkverse, Lieder und andere verfestigte Formen, die der mündlichen Übermittlung auch über Jahrhunderte hin den Weg erleichtern. Wir tragen solcherart alle eine „Chronik auf der Zunge“. Oder wirft es kein Schlaglicht auf die Geschichte der böhmischen Reformation, wenn man noch heute sprichwörtlich sagt „Das hält fest wie der helvetische Glaube“ oder im Gegenteil „Dich wird man auch noch katholisch machen“?

Kein Zweifel, daß auf dem Feld der verbalen Tradition, ob schriftlich oder in jener meist unbeachteten formalisierten mündlichen Form weitergereicht, elektronische Datenverarbeitung eine besondere Aufgabe finden wird. Noch mehr Aufgaben freilich scheinen sich hier im Bereich der Zahl zu eröffnen, dem zweiten nach meinem Dafürhalten stetig anschwellenden Quellenstrom. Vom klassischen Weg her bieten sich da erst einmal alle die zahlengerichteten Verzeichnisse vom Urbar bis zur modernen Statistik als Material an. Der Zeitgeschichte offeriert sich hier beispielsweise, sofort alle Unterzeichner der Charta 77 nach zeitlicher und räumlicher Kategorie, nach sozialer Position und intellektueller Vergangenheit auszuwerten. Aber auch die Verzeichnisse der frühen Neuzeit über Grunduntertanen und Besitzwechsel von Mezník und Mika, von Macek und Marek beispielsweise vor 20 oder 30 Jahren noch auf mühsamem Weg an Einzelbeispielen gewonnen, ließen in großem Schwung umfassende Aussagen zu. Und was kann man sonst nicht noch quantifizieren, aus spärlichen, aber gar nicht unzuverlässigen Aufzeichnungen: die Zahl und die Preise von Häusern in einzelnen Siedlungen zu einzelnen Zeiten; die noch immer umstrittene Frage nach dem wahren Umfang von Kirchenbesitz vor der hussitischen Revolution; den Aufstieg der tschechischen bürgerlichen Gesellschaft im 19. Jahrhundert; die Position und die Bedeutung der deutschen Bevölkerung in den Grenzgebieten; den Fortschritt der Alphabetisierung aufgrund der in Böhmen und Mähren-Schlesien verlegten deutschen und

tschechischen Bücher; die soziale Mobilität nach dem Ausweis eines wenn auch knappen, so doch fast abgeschlossenen ersten biographischen Lexikons für die böhmischen Länder und wie viel anderes mehr! Ist doch das ganze menschliche Dasein von Zahlen und Zahlenbegriffen mindestens so erfüllt wie von der Sprache, wenn auch, mit wachsender Literalität, unser Zähl- und Zahlenbewußtsein zum Metier einer besonderen Intellektualität geworden ist, verkörpert im Ingenieur seit mehr als 300 Jahren.

Bleibt das Bild und sein Quellencharakter: Das dokumentiert, schwarz auf weiß sozusagen, ebenso wie die schriftliche Überlieferung das längst Vergangene. Ich meine damit, um das vorweg zu sagen, alles, was sich dem Auge bietet und bot, „Stadtbild“ also gerade wie artifizielle Malerei, das ursprüngliche und sozusagen unreflektiert aufgenommene Gebilde genauso wie die artifizielle Wiedergabe davon.

Haben wir einmal nachgedacht, welchen Eindruck das Environment strohgedeckter Holzhütten auf seine Bewohner machte? Und was darin dann ein steinernes Bauwerk überhaupt bedeutete, noch dazu mit sakraler Legitimation? Ob wir unter diesen Gesichtspunkten die mehr als 40 Kirchen im sogenannten Großmähren auf kleinem Raum nicht einer besonderen Wertung unterziehen sollten, als nur der zum Aufschluß politischer Strukturen? Was heißt es, wenn auf dem Hradschin nicht eine, sondern drei oder fünf Kirchen auf kleinem Raum nebeneinander bestehen? Und vier Synagogen im alten Ghetto? Ist das nur geistliche Konkurrenz oder der Versuch, durch Häufung zu akzentuieren, vor Gott, aber auch vor den Menschen? Die böhmischen Länder sind Kleinstadtlandschaften. Welche Bedeutung hatte hier das über Jahrhunderte unveränderte Stadtbild von „Ring“, Rathaus und Kirchturm, Brunnen und Brücke, ohne Garten und Park, mit wenigen Bäumen, aber in scheinbar unveränderlichem, oft bröckelndem und selten verputztem Mauerwerk?

Ich will keine Eindrucksgeschichte motivieren. Es geht um durchaus faßbare Bewußtseinsbildungen. Nicht nur das oft museal konservierende Interieur unserer Kirchen ist dabei von Nutzen, sondern im Gegenteil auch die modebewußte Ausgestaltung der Schlösser in Böhmen, in Mähren und der Slowakei im Laufe des 19. Jahrhunderts mit wechselnden Ensembles, die dem Wandel des Lebensgefühls folgten. Und wie sieht es nun wirklich aus mit den „bildlichen Quellen“ im engeren Sinn, in Miniatur, auf Holz oder Leinwand? Vorzügliche tschechische Forschung hat schon deutlich gemacht, begleitet zwar von marxistischen Akzenten, wie fruchtbar die Geschichte des Handwerks aus böhmischen Handschriften erschlossen werden kann. Anspruchsvollere Interpretationen lieferten Jan Krása oder Rudolf Chadraba zur Hofkultur, wie sie sich in den bekannten Prachtkodizes des 14. Jahrhunderts widerspiegelt. Daß Jan Hus im Leitmeritzer Kodex in den Himmel fährt, nicht nur an sich, sondern ausgerechnet nach dem Vorbild der *assumptio Mariae*, muß uns noch zu denken geben, während Jan Nepomuk erst im 17. Jahrhundert Gestalt fand, im Chorrock und mit Birett, als unter anderem gerade auch der Weltklerus der Gegenreformation neues Ansehen erworben hatte. Ist das nicht ein Beleg für die offensive „Wiedereroberung“ des Raumes durch die gegenreformatorische Katholizität? Der Protestantismus dagegen hatte, durchaus im Gegensatz zu Hussens an sich katholischer Himmelfahrt, ein neues religiöses Weltbild tradiert. Dem leeren Himmel entsprachen die leeren Kirchen. Die protestantischen Maler wandten sich schließlich der Antike, dem Genre und der Landschaft zu.

Ich weiß wohl, daß ich hier nicht einmal einen Torso vorstellen konnte, sondern bloß Fragmente. Ich denke aber, das widerspiegelt unsere fachwissenschaftliche Situation. Das wiederum scheint mir von Vorteil: Ich möchte viel lieber im Rahmen meiner eigenen Perspektiven von unseren künftigen Aufgaben meine Kollegen anregen und besonders meine tschechischen Freunde zur Mitarbeit auffordern, als mit dem Schein des besseren Wissens. Das wäre auch ein falscher Schluß aus unserer historischen Lage: Denn unsere gesamte alte Welt ist nach meiner Meinung in dieser zweiten Jahrhunderthälfte abgetreten, das „Ende der Neuzeit“ brach herein, und so muß man eine neue Geschichte Europas schreiben.